



Friedrich Schweitzer

Bilder können die Seele heilen

Die Bedeutung von Bildern und Symbolen für die Resilienzentwicklung

Gegenwärtig vollzieht sich auch im evangelischen Raum eine Hinwendung zu Bild, Symbol und Ästhetik in der Religionspädagogik. Erzieherinnen und Erzieher entdecken, welche Bedeutung Bildern und Symbolen für ihr Leben und Glauben zukommt, und sie nehmen neu wahr, wie wichtig Bilder und Symbole für Kinder sein können. Was Bilder und Symbole für Kinder – bis hin zur Förderung von Resilienz – tatsächlich austragen, ist aber noch wenig geklärt. Der vorliegende Beitrag soll grundsätzliche Orientierungen und Anstöße bieten, sowohl für weitere theoretische Klärungen als auch für die praktische Arbeit.

Zwischen Bilderverbot und Bilderflut

Bilder waren im evangelischen Erziehungsdiskurs lange Zeit ein vernachlässigtes Thema. Der religionspädagogische Stellenwert von Bildern wurde nicht angemessen wahrgenommen. Dies geht jedoch nicht auf einen Zufall zurück, sondern hat Gründe, die nicht einfach vergessen sein sollten. Aus diesen Gründen ergeben sich nämlich Orientierungen, die auch heute hilfreich sein können.

An erster Stelle zu nennen ist das biblische Bilderverbot: „*Du sollst dir kein Bildnis noch irgendein Gleichnis machen, weder von dem, was oben im Himmel, noch von dem, was unten auf Erden, noch von dem, was im Wasser unter der Erde ist*“ (2. Mose 20,4). Dieses Verbot führte nicht nur zu einer ausgeprägten Scheu, Gott bildlich darzustellen, sondern auch zur Zurückhaltung gegenüber allen religiösen Bildern, die schon in der Alten Kirche, vor allem aber in der evangelischen Tradition zum Tragen kam. Die neuere theologische Diskussion hat allerdings deutlich gemacht, dass das alttestamentliche Bilderverbot bereits die biblischen Autoren selbst keineswegs daran gehindert hat, in Bildern von Gott zu sprechen. Von Gottes Auge, Hand oder Angesicht ist in der Bibel immer wieder ganz selbstverständlich die Rede. Das Bilderverbot ist nicht gegen all dies gerichtet, sondern soll verhindern, dass Menschen Gott festlegen wollen, um über ihn zu verfügen. Dadurch würde Gott dem Willen und Einfluss des Menschen unterworfen, während sich der biblisch-christliche Gott doch nur selber verfügbar machen kann – nach dem Neuen Testament an erster Stelle in Jesus Christus, der dann auch als „*Ebenbild des unsichtbaren Gottes*“ (Kol 1,15) bezeichnet werden wird. In diesem Bild, das nicht zuletzt den Gekreuzigten meint, kommt Gott den Menschen ebenso nahe, wie er zugleich verborgen und unverfügbar bleibt. Das Bilderverbot schließt also einen bestimmten Umgang mit Bildern aus, weil er die Grenze zwischen Gott und Mensch zu überdecken droht (Bilderdienst statt Gottesdienst). Zugleich wird damit Bildern dort Raum gegeben, wo diese Grenze gewahrt bleibt.

Sprache ist Bildersprache

Der Missbrauch von Bildern stand auch den Reformatoren vor Augen, als sie solchen „*Mummenschanz*“ kritisch in Frage stellten. Die damals im volkstümlichen Katholizismus weit verbreiteten Bilderformen – Heiligenbilder, Mysterienspiele, religiöses Brauchtum etwa an Weihnachten – schien ihnen Ablenkung, von dem was allein wesentlich ist: vom Glauben an den Gott, der sich in Christus offenbart. Angesichts einer verän-

derten geschichtlichen Situation spielt die mittelalterliche Gefahr der Ablenkung heute nur noch eine geringe Rolle. Wichtig bleibt der kritische Umgang mit Bildern jedoch hinsichtlich der Bilderflut vor allem in den Medien, die auch von Kindern von früh auf genutzt und konsumiert werden. Bilder aus der Werbung zielen nicht ohne Grund auf religiöse Gefühle. Der kritische Umgang mit Bildern bleibt unverzichtbar. Wenn die evangelische Tradition manchmal als Übergang vom Bild zum Wort beschrieben wird, darf nicht vergessen werden, dass Wort und Bild nur vordergründig einen Gegensatz darstellen. Die biblische Sprache ist vielfach eine reiche Bildersprache, die schon beim Hören eine vielfältige Bilderwelt entstehen lässt. Der Zusammenhang von Bild und Wort kann uns davor bewahren, bei Bildern nur an äußere Darstellungen zu denken. Es geht immer auch um innere Bilder, die vielfach nicht weniger wirksam sind als die äußeren.

Wiederentdeckung von Symbolen und Bildern für die Religionspädagogik

Die Hinwendung der Religionspädagogik zu Bildern und Symbolen vollzog sich in einem ersten Schritt im Zusammenhang der Psychoanalyse. Der Theologe und Psychoanalytiker *Joachim Scharfenberg* konnte zeigen, dass Symbole einen wichtigen Beitrag zur psychischen Gesundheit und zur Lebensbewältigung leisten können, indem sie Grundkonflikte bearbeitbar und Grundambivalenzen tragbar machen. Im Blick sind dabei etwa die polaren Spannungen zwischen Grundvertrauen und Grundmisstrauen, zwischen Autonomie und Selbstzweifel, zwischen Freiheit und Schuld, die dem Psychoanalytiker *Erik Erikson* zufolge allesamt ihre Wurzeln schon in der frühen Kindheit besitzen.

In einem weiteren Schritt trat dazu die Wahrnehmung von Kunst und Ästhetik als Chance und Herausforderung für die religiöse Erziehung. In der Symboldidaktik wird seither versucht, Kindern und Jugendlichen Religion auch in ästhetischer Hinsicht zu erschließen – bis hin zu der fast mystisch anmutenden Forderung des katholischen Reli-

gionspädagogen *Hubertus Halbfas*, Kindern das „dritte Auge“ zu öffnen. Nüchterner spricht der evangelische Religionspädagoge *Peter Biehl* davon, dass Symbole „zu lernen geben“. Sie ermöglichen einen neuen Zugang zu Glaube und Religion gerade in einer Zeit, in der die christliche Sozialisation etwa in Familien nicht mehr ohne weiteres gewährleistet ist. Zur Symboldidaktik gehört auch der kritische Umgang mit Symbolen und mit der Bilderflut, die zur kritischen Unterscheidung zwischen heilsamen Bildern und solchen Darstellungen zwingt, die lediglich auf eine Verführung beispielsweise zum Konsum angelegt sind.

Zur Wiederentdeckung von Bildern und Symbolen kann auch die ebenfalls neue religionspädagogische Wertschätzung der Psalmen gerechnet werden. Vielleicht wird hier am deutlichsten, wie der Zusammenhang von Wort und Bild zu verstehen ist und wie wichtig innere, von Sprache ausgelöste Bilder auch für Kinder sein können. *„Der Herr ist mein Hirte, mir wird nichts mangeln. Er weidet mich auf einer grünen Aue und führet mich zum frischen Wasser“* – wer könnte den 23. Psalm hören, ohne dass Bilder vom guten Hirten (Joh 10,11) im Inneren aufsteigen? Nicht weniger mächtig sind die Bilder der Angst: *„Gewaltige Stiere haben mich umgeben, mächtige Büffel haben mich umringt. Ihren Rachen sperren sie gegen mich auf wie ein brüllender und reißender Löwe“* (Psalm 22, 14). Die Sprache der Angst und der Verzweiflung, so hat vor allem *Ingo Baldermann* gezeigt, kann auch heute Menschen aus der Sprachlosigkeit herausführen: *„Ich bin ausgeschüttet wie Wasser, alle meine Knochen haben sich voneinander gelöst; mein Herz ist in meinem Leibe wie zerschmolzenes Wachs“* (Psalm 22,15). Zugleich scheinen in dieser Sprache Hoffnungsbilder auf: *„Aber du, Herr, sei nicht ferne; meine Stärke, eile, mir zu helfen!“* (Psalm 22,20)

Gottesbilder: „Wie sieht Gott eigentlich aus?“

Kinder wollen wissen, wie Gott aussieht. Das ist nur natürlich. Solche Kinderfragen einfach abzuweisen (*Von Gott darf man sich kein*

Bild machen!) wäre ebenso falsch wie das Angebot einer abschließenden Antwort (*Schau her – so sieht Gott aus!*). Produktiv ist einzig die Unterstützung des Kindes bei dem Versuch, mit der Unsichtbarkeit Gottes und den sich im Kind doch immer wieder einstellenden Gottesbildern zurecht zu kommen.

Auch wenn in der religiösen Erziehung nicht einfach bildliche Gottesdarstellungen vermittelt werden können oder sollen, machen sich Kinder ein eigenes Bild. Immer wieder belegen entsprechende Untersuchungen, dass Kinder spontan bereit und in der Lage sind, „ihr“ Gottesbild zu malen. Kinder erkunden beim Malen solcher Bilder gleichsam ihre eigenen Vorstellungen, indem sie sich noch einmal neu mit ihrem Gottesbild auseinander setzen und dabei zugleich sich selber reflektieren. Gottesbild, Weltbild und Selbstbild gehören eng zusammen.

Gerade in das Gottesbild von Kindern fließen früheste Erfahrungen ein, in denen sich die Spannungen des kindlichen Erlebens niederschlagen. Gottesbilder sind Bilder zwischen Angst und Hoffnung, zwischen Grundvertrauen und -misstrauen. Sie können die Persönlichkeitsentwicklung einschränken, aber auch neue Entwicklungsmöglichkeiten eröffnen und unterstützen.

Bilder zwischen Kunst und Kinderkultur

Für die religionspädagogische Arbeit mit Bildern und Symbolen kommt der gesamte Umkreis von Kunst und Kinderkultur in Betracht. Bewährt haben sich sowohl klassische als auch moderne Kunstwerke. Sie können als Reproduktionen in der Kindertagesstätte selbst betrachtet werden, aber auch beim Besuch von Ausstellungen oder von Kirchen.

Begleitet und verarbeitet werden müssen solche Begegnungen mit Bildern auch durch das eigene Schaffen und Ausdrucksverhalten von Kindern – in den von ihnen frei oder im Anschluss an Bildbetrachtungen gemalten Bildern. Eindruck und Ausdruck fördern sich gegenseitig, das gilt auch in religionspädagogischer Hinsicht.

Der Hinweis auf Kinderkultur schließt Bilder aus den Medien ein, die mit den bekann-

ten Gut- und Böse-Figuren oftmals eine religiöse Dimension besitzen. Nicht alle Bilder aus dieser Quelle sind heilsam. Manche machen Kindern Angst. Kritische Auseinandersetzung mit Bildangeboten bleibt notwendig.

Symbole – Bilder – Resilienz

Wie gesagt, ist der Zusammenhang zwischen religiösen Symbolen und Bildern einerseits und der Entwicklung von Resilienz andererseits noch wenig untersucht. Ein solcher Zusammenhang ist in mindestens fünf Hinsichten plausibel:

- ▶ Religiöse Symbole und Bilder tragen bei zu der Auseinandersetzung mit Grundkonflikten und Grundambivalenzen des Lebens, indem sie diese tragbar und ein Stück weit bearbeitbar machen.
- ▶ Religiöse Symbole und Bilder unterstützen die Ausbildung von Hoffnung und Lebenszuversicht auch angesichts schwieriger Lebenserfahrungen.
- ▶ Religiöse Symbole und Bilder können als verdichtete Darstellungen von Trost und Geborgenheit die Persönlichkeitsentwicklung unterstützen – nicht nur als äußere Bilder, sondern auch als innere Vorstel-

lung (Zusammenhang von Wort und Bild).

- ▶ Religiöse Symbole und Bilder geben Grunderfahrungen zwischen Angst und Hoffnung, Zuversicht und Verzweiflung eine Sprache und helfen dem Kind, elementare Gefühle und Erlebnisse zum Ausdruck bringen zu können.
- ▶ Religiöse Symbole und Bilder sind keineswegs immer positiv, sondern können auch eine negativ-einschränkende Wirkung auf die kindliche Entwicklung ausüben. Dies gilt nicht zuletzt für einseitige Gottesbilder. Religiöse Symbole und Bilder bedürfen deshalb der religionspädagogischen Begleitung.

Zum Weiterlesen

Dietlind Fischer/Albrecht Schöll (Hg.): Religiöse Vorstellungen bilden. Erkundungen zur Religion von Kindern über Bilder, Münster 2000

Helmut Hanisch: Die zeichnerische Entwicklung des Gottesbildes bei Kindern und Jugendlichen. Stuttgart/Leipzig 1996

Christoph Th. Scheilke/Friedrich Schweitzer (Hg.): Wie sieht Gott eigentlich aus? Wenn Kinder nach Gott fragen, Gütersloh 2002

Friedrich Schweitzer: Lebensgeschichte und Religion. Religiöse Entwicklung und Erziehung im Kindes- und Jugendalter, Gütersloh 2004